

Der Rache getreu!

Eine Episode aus den Farmerkämpfen mit den Sioux-Indianern.
erzählt von G. Graef.

(3. Fortsetzung.)

„Am, hm, das sieht böse aus,“ sprach der Alte leise vor sich hin und machte sich dann daran, die Wunde zu reinigen. „Na, das ist nicht so gefährlich, als es erst aussah,“ fuhr er dann fort, seiner Jagdtasche Salben und Verbandzeug entnehmend, mit welchen er nun kunstgerecht die Wunde behandelte.

Raum war dies geschehen und eben im Begriff, den Kolonisten weiter zu untersuchen, brachte Wilkens den Waffenvorrath an, gleichzeitig aber riefen die beiden jüngeren Gefährten um Unterstützung, da auch der andere Verwundete des Lagers endlich gefunden war. Sofort eilte Wilkens hin, und mit seiner Hilfe trugen sie nun auch Max herbei, wo Wilkens sich sofort an seine Untersuchung machte.

„Wo habt ihr den jungen Mann gefunden?“ fragte Bauer, nachdem er einen Blick auf den Daliegenden geworfen hatte, ohne sich indessen in seiner Beschäftigung aufzuhalten.

„Er lag in jenem Wagen drüben,“ antwortete Karl Brobad. „Jedenfalls hat er sich dorthin bereits vor seiner Verwundung zurückgezogen, denn die schwere Wunde die er erlitten, sitzt am Obergeschenkel.“

Der alte Bauer antwortete nicht, sondern blickte ergriffen als zuvor an dem Verwundeten herum, unterstützt von seinem Sohne, während Brobad bei Wilkens kleine Handreichungen machte.

„So, hier wären wir fertig,“ sagte er, bemerkte Vater Bauer nach einer geräumigen Weile, während deren alle Männer schweigend gearbeitet hatten. „Lasse den Mann ruhig am Feuer liegen, bis es Tag geworden ist. Ich glaube, daß er nur vom starken Blutverlust ohnmächtig geworden ist. Kommt er nun, nachdem er verbunden, nicht von selbst wieder zur Besinnung, dann wird es nicht schwer halten, ihm auch dazu noch zu verhelfen.“

Frei Bauer blieb beim Feuer sitzen und schürte dasselbe. Sein Vater aber beugte sich über den zweiten Verwundeten und sah Wilkens zu.

„Der junge Bürsche muß glänzende Arbeit verrichtet haben,“ bemerkte dieser zu dem Alten. „Neben ihm fanden wir den Lauf einer Büchse, ganz ohne Holz und Schloß. Diese Theile scheint er auf den Köpfen seiner Angreifer verarbeitet zu haben.“

„Wie es den Anschein hat, haben diese ihn aber dafür auch ganz gehörig zugerichtet,“ antwortete Vater Bauer, „denn eine so gräßliche Wunde habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.“

„Und doch werden wir den jungen Mann durchbringen,“ versicherte Wilkens bestimmt. „Es wird aber lange dauern, ehe er wieder volle Kraft in diesem Weine bekommt. Seht her!“

Bei diesen Worten entfernte Wilkens ein Tuch, mit dem die soeben erwähnte Verletzung des jungen Kolonisten zum Theil bedeckt hatte, und der linke Obergeschenkel lag vollständig aufgetupft vor Bauer.

„Es ist der Hieb von einem Tomahawk geführt,“ belehrte ihn Wilkens, „aber nicht mit voller Kraft, denn der Knochen ist gar nicht beschädigt. Lediglich handelt es sich um eine allerdings recht tiefe Fleischwunde. Der Hieb ist von oben geführt und die Scheide des Beiles hat hart nach unten getroffen, daher kommt die Länge der Wunde.“

„Ihr seit ein scharfer Beobachter, Wilkens,“ lobte Vater Bauer. „Ich überlasse euch getrost den jungen Mann, ihr werdet ihn schon wieder zurecht stellen. Inzwischen aber bin ich der Ansicht, daß ich und diejenigen, welche Lust dazu verspüren, die kurze Zeit bis zum Anbruch des Tages im Schlaf verbringen.“

Bauer entfernte sich wieder und mit ihm Karl Brobad. Wilkens blieb bei seiner Beschäftigung, während Frei Bauer nach wie vor am Feuer saß und schweigend für dessen Wartung sorgte.

Vorbereitungen zu neuen Kämpfen. Vater, der Alte drüben ist aus seiner Ohnmacht erwacht und möchte dich sprechen.“ Mit diesen Worten wachte Frei Bauer seinen Vater an anderen Morgen.

Sofort erhob sich dieser und leistete dem Ruhe Folge. Er schritt der Feuerstelle zu, wo der Verwundete lag, welcher sich bei Bauers Annäherung aufzurichten versuchte.

„Bleibt ruhig liegen, mein Freund,“ mahnte ihn Bauer. „Eure Wunde auf der Schulter würde euch sonst leicht zeigen, daß sie euch nicht zum Spaz gebragt wurde.“

„Ich möchte euch meinen Dank aussprechen für die Hilfe, die ihr mir in dieser Nacht.“

„Keinen Dank,“ wehrte Bauer ab. „Nenn mich auch nicht so, wie ihr es soeben getan habt. Ich will euer Freund sein und denke das bisher

bewiesen zu haben. Ihr werdet die Freundschaft eines ehrlichen Mannes wohl nicht zurückweisen, wenn ihr erfahren habt.“

„Nicht nötig,“ unterbrach ihn der Verwundete. „Euer Sohn hat mir bereits erzählt, was ihr für mich getan habt. Ich war aber zu schwach, weitere Fragen an ihn zu richten.“

„Das seit ihr auch jetzt noch,“ sprach er für eine kleine Stärkung sorgen und dann schlief ihr noch ein paar Stunden, das ist die beste Medizin für euch. Ich verbiete euch aber ganz entschieden, jetzt auch nur noch ein Wort zu sprechen.“

„Und sollte es mein Leben kosten, so muß ich euch sagen, was mir das Herz abdrückt. Doch erlaubt mir zunächst, euch meinen Namen zu nennen. Ich heiße Köster. Bei Neu-Ulm, der vor kurzem noch so blühenden Stadt, bejaßt ich.“

„Das könnt ihr mir später einmal erzählen,“ unterbrach ihn Bauer. „Jetzt ist euch Ruhe nöthiger. Sabt ihr mir Wichtiges zu sagen, dann macht es kurz mit wenigen Worten.“

„Meine Tochter, ein liebes, gutes Mädchen, ist mit von den Indianern geraubt!“ schrie Köster unter Aufbietung aller Kraft mit einer Töne, in der die ganze Verzweiflung eines gemarteten Vaterherzens lag, der sein Kind in Gefahr sieht, ohne ihm helfen zu können.

Die Worte und besonders der Ton, in dem sie gesagt wurden, blieben nicht ohne Eindruck auf Bauer. Aber doch sagte er sich auch sofort, daß dem Verwundeten die Aufregung, in der er sich befand, nur Schaden könne, daß er viele vor allen Dingen besänftigen müsse.

„Das hat nicht viel zu bedeuten,“ sagte Köster, „sich ruhig und in überlegendem Tone.“

„Wir sprechen darüber noch. Eine augenblickliche Besorgniß bedroht eure Tochter nicht, denn die Sioux thun ihr nichts zuleide, solange sie auf dem Markt nach ihrem Dorfe sind. Und auch dort wird eure Tochter unbedingt sicher sein, sobald sie es versteht, die Indianer von der richtigen Seite zu lassen. Von einem Kolonistenmädchen ist wohl anzunehmen, daß sie das auch selbst weiß.“

Schweigend nickte Köster, und gekannt hing er mit seinen Blicken an den Lippen des vor ihm Stehenden. Dieser aber fuhr fort:

„Der Weg der Sioux ist weit und ebe sie sich dessen versehen, sieht ihnen ein Spürhund auf der Ferse, wie sie taum einen besseren Besitzen. Auch einige vorzügliche Büchsen werden ihnen folgen, und die Jäger bringen das Wild ein, the die Schurken es in Sicherheit bringen konnten.“

Kösters Brust entrang sich ein schwerer Athemzug und nach diesen Worten war es ihm ersichtlich leichter. Wesentlich ruhiger verfuhr er dann:

„Ihr thut mir die Liebe, Freund Bauer, und erklärt euch deutlicher. Ihr wißt nicht, wie sehr ich an meinen Kindern hänge, seit eine Bande Sioux ihnen die Mutter gemordet hat.“

„Haben den diese toihen Halunken überall und überall Unheil gestiftet und Grausamkeiten verübt? Wohin man hört und sieht, erfährt man Unglück über Unglück. Wehe denen, die alle diese Unthaten der Indianer verschuldet. Aber auch wehe denen, die sie verübt haben. Ob mit Recht oder ohne dieses, bleibt sich gleich. Es soll volle Rache an ihnen genommen werden, so wahr ich hier stehe!“

Bauer hatte sich nach und nach selbst in Zorn geredet, sofort aber wurde er ruhiger und schweigend dann ganz, als er sah, daß der Verwundete sich wieder erhob und die Anzeichen eintretenden Fiebers sich bei ihm bemerkbar machten.

„Ihr könnt ganz ruhig sein, Köster,“ sprach Bauer mit vollständig überzeugendem Ausdruck, „wir bringen euch eure Tochter zurück, darauf gebe ich euch mein Wort.“

Die Aufregung mochte bei diesem Versprechen wieder gebämpft sein. Beruhigt schloß der Verwundete die Augen und im nächsten Augenblick war er eingeschlafen.

Da ein Aufheben des Kolonisten für den Augenblick nicht möglich war, ließ Bauer denselben liegen, wo er sich befand und half nun seinen Gefährten. Alle freuten sich des ausgezeichneten Erfolges, den sie erzielt hatten. Wenn auch eins der Zugthiere als verloren aufgegeben werden mußte, so war nun doch die Möglichkeit geboten, die Verwundeten mit ihren Wagen nach einer sicheren Stelle zu bringen.

„Die Halunken hatten richtig zwei der Thiere entführt,“ erzählte Vater Bauer, nachdem alle sich an der zubereiteten Speise gestärkt hatten und nun gemüthlich ihre Pfeife rauchten. „Das eine von den Kindern, welche wir zurückbrachten, führt noch den Lasso um den Hals, mit welchem es die Büchsen gebunden hatten. Der Teufel mag wissen, wie es möglich war, daß das Thier trotzdem entlaufen konnte.“

„Gabt ihr eine Spur der Sioux gefunden?“ fragte Karl Brobad, da ihm eine Verfolgung derselben sehr an Herzen lag.

„Doch,“ antwortete Frei Bauer an Stelle seines Vaters, an welchen diese Frage speziell gerichtet war. „Wir fanden die Fährte, wo sie in den Urwald führt und da ich sofort auch die Fußtritte der beiden Kinder erkannt hatte, folgten wir derselben. Das eine Thier sahen wir auf einer Lichtung stehen, wo es gemüthlich das Gras abweidete. Dieses befindet sich denn auch nun wieder hier. Die Fährte weiter verfolgend, kamen wir bald zu einem kleinen Waldbach. Hier hatten die Halunken gelagert, und wir fanden noch einzelne Knochen des anderen Kindes, welches die Sioux hier geschlachtet hatten.“

„Das ist für uns ein sehr böses Zeichen,“ meinte Wilkens, bedenklich den Kopf hin und her bewegend. „Wie meint ihr das, Wilkens?“ fragte der alte Bauer, während die beiden jüngeren Gefährten jenem gespannt ins Gesicht sahen.

„Ich denke, die Sache liegt einfach. Wenn die Sioux sich so wenig Zeit nehmen auf dem Weg nach ihrem Dorf, daß sie sogar die Jagd unterwegs verschmähen, um nur schnell genug fortzukommen, so erkläre ich mir das so, daß sie unsere Verfolgung fürchten und wir uns dieselbe somit recht schwer werden.“

„Da mögt ihr wohl wieder einmal recht haben,“ meinte Bauer, sich Wilkens zwendend. „Das Richtige wäre wohl, wenn wir sofort aufbrechen könnten, ehe die Fährte kalt wird und die Halunken Zeit behalten, ihre Spuren zu verwischen.“

„Das wird ihnen nicht gelingen,“ versetzte Frei Bauer in entschiedenem Tone. „Die Büchsen werden sich nicht rühren können, daß ihre Fußtritte seien wie der Flügel eines Vogels in der Luft und daß die Augen der Bleichgesichter nicht fähig seien, der Fährte eines Bären zu folgen.“

„Diese Antwort hatte ich erwartet, mein Junge,“ antwortete der alte Bauer. „Wenn einer die Spuren dieser Bluthunde richtig zu deuten vermag, so ist es mein Frei. Darin liegt für uns alle eine gewisse Beruhigung, und wir können nun unsere nächsten Schritte berathen.“

„Wißt ihr, Vater Bauer, wohin wir die Kolonisten mit ihren Wagen bringen könnten?“ fragte Brobad, sich so an dem Gespräch seiner Freunde betheilnehmend. „Es muß allerdings ein sehr sicherer Weg sein, da die Nemfien jetzt nicht in der Lage sind, sich zu verteidigen.“

„Eine Weile schweigend alle, selbst der direkt angesprochene Alte hatte vorläufig keine Antwort auf die an ihn gerichtete Frage.“

„Das hast du dir doch wohl nicht richtig überlegt, Karl,“ meinte Wilkens dann, sich an seinen Freund wendend. „Verteidigen können sich die Verwundeten nicht, sie können sich aber auch während unserer Abwesenheit nicht die erforderliche Nahrung verschaffen, denn es wird noch einige Zeit vergehen, ehe wieder einigermaßen die Kraft in die geschwächten Körper zurückkehrt. Was meinst du ferner, daß mit dem kleinen Mädchen geschehen könnte? Sollten wir etwa ihm die Pflege seiner Angehörigen überlassen?“

„Das geht natürlich nicht,“ antwortete Brobad schnell, „ich hatte daran in diesem Augenblick gar nicht gedacht. Was wir angefangen haben, müssen wir auch durchführen, das ist selbstverständlich.“

„So wird jemand von uns hier bleiben müssen, während die anderen die Verfolgung der Räuber aufnehmen,“ warf Frei Bauer ein.

„Das ist meine Meinung,“ bestätigte sein Vater. „Da wir nun wohl alle diese Nothwendigkeit einsehen, wollen wir auch gleich bestimmen, wer zurückbleiben soll. Möchte freiwillig einer die Sorge für die Verwundeten übernehmen?“

Von keiner Seite kam eine Antwort auf diese Frage. Jeder schaute verlegen vor sich nieder in der Hoffnung, daß ein anderer sich dazu erboten möchte.

„Geraume Zeit hatte Bauer gewartet, dann aber fuhr er fort: „Ich kann es euch nicht verdenken, wenn ihr eine sich bietende Gelegenheit zur weiteren Abrechnung mit den Mordbrennern nicht ungenüßig vorbeigehen lassen wollt. Ich werde somit selbst von diesem Zuge zurückbleiben.“

„Du, Vater?“ fragte sein Sohn erstaunt und zweifelnd zugleich, während Wilkens und Brobad, froh einer Antwort überhoben zu sein, schweigend und ihre Augen wieder von der Erde erhoben. „Ich dachte doch, daß keine Rechnung mit den Nothhäuern mindestens ebenso groß wäre, als diejenige, die jeder von uns mit ihnen hat.“

„Wir wollen kein Wort weiter darüber verlieren,“ antwortete Bauer, „du kannst mich ja bei der Abrechnung vertreten, und du wirst schon dafür sorgen, daß ich nicht zu kurz komme. Ich bin fest entschlossen, hier zu bleiben. Wilkens als der Älteste nach mir, mag die Führung übernehmen. Morgen bester ihr mir noch, die Wagen hier fortzubringen und dann zieht mit Gott.“

Bauer wollte seinen Gefährten keine Veranlassung zu weiteren Ent-

gegnungen geben, und da es bereits ziemlich spät geworden war, stand er von der Erde auf, um sein Lager aufzusuchen. Die zurückgelassenen Freunde sahen noch kurze Zeit zusammen, dann vertheilten sie unter sich die Nachtruhe und bald darauf herrschte tiefste Stille im Lager. Die Männer waren zur Ruhe gegangen bis auf Wilkens, den zuerst die Reize der Wache getroffen hatte.

Auf der Verfolgung.

Raum graute der neue Morgen, als es auch im Lager schon wieder lebendig war. Die Zugthiere, welche die Nacht über an langen Striden geweidet hatten, wurden herbeigeholt, getränkt und aufgeschirrt. Köster und sein Sohn, denen die lange Ruhe sichtlich wohl gethan hatte, waren erwacht und blickten freudig und dankbar nach ihren Rettern und Pflegern hinüber, als sie sahen, daß diese nun dazu schritten, das Lager abzubreden. Jetzt naheten Bauer und Wilkens ihnen.

„Wir wollen euch nochmals die Wunden verbinden,“ sprach Bauer, sich zu Köster herunterneigend, als er sah, daß beide erwacht waren. „Wir wollen euch dann weiter bringen.“

„Dankt ihr auch an das Versprechen, welches ihr mir gegeben?“ fragte Köster mit leiser Stimme, indem er sich bemühte, dem über ihn gebeugten Bauer ins Gesicht zu sehen.

„Ich denke daran,“ antwortete Bauer. „Noch heute wird die Verfolgung der Räuber aufgenommen und so schnell als es nur irgend möglich ist, wird euch eure Tochter wohlbehalten wieder zugeführt werden.“

„Gott gebe es,“ versetzte Köster mit schwerem Seufzer, dann aber ließ er sich ruhig die Verbände erneuern, ohne eine weitere Frage an Bauer zu richten. Auch Wilkens vollzog schweigend die gleiche Verrichtung bei Max.

„So, Freunde, nun besorge ich euch noch ein Frühstück,“ sprach Bauer, nachdem er fertig geworden war und sich aufgerichtet hatte, „dann aber haltet euch wacker, wenn die Fahrt mitunter auch nicht sehr sanft vor sich gehen wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Stärke und Gesundheit.

Stärke und Gesundheit, welche sonderbare Zusammenstellung, wird mancher fragen. Was hat die Stärke mit der Gesundheit zu thun? Mehr als man glaubt. Die Stärke ist eine so mächtige und verbreitete Eigenschaft der Menschen, daß wir eine Menge Handlungen durch sie billigt, ja geschätzt sehen. Jeder Mensch ist eitel, der eine mehr, der andere weniger. Und doch ist es gut so. Die Stärke veranlaßt uns zur Entfaltung unserer Vorzüge, seien sie auch noch so gering. Die Stärke hat natürlich nur Sinn in relativer Beziehung zu unseren Mitmenschen. Sind wir ganz allein, unbeobachtet, dann ist sie zwecklos und ganz nutzlos. Die Stärke sucht alle Vorzüge ins rechte Licht zu setzen, sagt ich eben noch mehr, sie sucht Vorzüge zu konstruieren, wo solche effectiv nicht sind, sie wird zur Komödie. Das Theater ist so alltäglich, so selbstverständlich, daß die meisten Menschen gar nicht wissen, wie sehr sie dieser Kunst huldiolen. Die Stärke ist variabel nach Personen, nach Moden, nach Zeiten, nach Lebensaltern. Wer könnte alle die kleinen und kleinsten Manöver aufzählen, welche uns die Stärke auszuführen veranlaßt!

Es wäre falsch, die Stärke von vornherein zu verdammen, sie kann eine gewisse Höflichkeit gegen die Mitmenschen sein, welche man anerkennen muß, vorausgesetzt, daß sie nicht zu weit geht und nicht albern wird und — daß sie die Gesundheit nicht schädigt. Die Macht der Stärke ist enorm, sonst würden nicht so viele Menschen körperliche Schmerzen und Unbehagen mit lächelndem Gesicht ertragen, wie man das täglich beobachten und bemerken kann.

Wir schütteln das weisse Haupt über die Stärke der Chinesen, die sich mit einem uns ganz fremden Heroismus den Fuß systematisch verstimmen läßt, um nur nach ihrem Begriff schön und gehunfähig zu werden; auch in den Boudoirs unserer Damen steigt mancher Seufzer zum Himmel, den die Mitmenschen nicht vernehmen und der nur der schwache Ausdruck der Qualen ist, welche manche unserer Schönen der Stärke wegen ertragen zu müssen erlaubt. Doch seien wir nicht ungerath, auch die Männer sind eitel und thun manches Unfinnige dieser Leidenschaft wegen.

In erster Linie ist wohl die Figur Gegenstand der eifrigsten Ueberlegung und weitgehenden Verbesserungszugstände. Der sind die Hüften zu dick, der zu dünn, die Taille ist zu hart für das Kleid, der Leib drängt sich zu unbeschneiden vor, kurz, hier und da fehlt es. Es wird geschminkt, gepolstert, gedrückt, um die Natur möglichst zu verdrängen und ein Figürchen hinzustellen, welches nach den augenblicklichen modernen Anschauungen hübsch ist.

Paris besieht heute enge Taillen, morgen gar keine, heute volle Brust, morgen kaum eine Andeutung der für Säuglinge so wichtigen Institution. Ja, wie soll man das machen? Die Figur ist doch nicht aus Knetwachs, da muß eben mit den raffiniertesten Mitteln versucht werden, den Anforderungen der grausamen Göttin Mode gerecht zu werden.

Welche Qualen bedeutet das für manche! Zur Zeit der dünnen Taille laufen die 140—150-pfundigen Damen dauernd mit der Gestirung sämpefen herum, da das mit Hilfe der Taillenklinke und den kräftigen Armen der Hofe zusammengepreßte Corsett dem Thorax nicht die Möglichkeit gibt, genügend zu athmen. Fällt etwas hin, sind sie verloren, denn Wicken ist in dem Panzer nicht möglich. Aber wenn die Nacht kommt und endlich, endlich die Pflicht der Eitelkeit schwindet, dann lösen sich die entsetzlichen Bande, und explodirt befreit sich die gefesselte Elemente. Blaurot, voll Striemen hat die arme Haut kaum Zeit, während der Nachtruhe sich zu erholen, um am nächsten Tage wieder in die Stranzsacke gefest zu werden. Ist das nicht Wahnsinn? Als ob man mit noch so enger Taille die 150 Pfund nicht merkt! Daß so etwas außerdem nicht schön ist, braucht man nicht zu erwähnen, denn die Eitelkeit nimmt fast nur außen Schönheitssinn der Besitzerin Rücksicht, nicht auf den der anderen Zeitgenossen.

Wißt K. trägt Schuhe, welche eine Nummer kleiner sind als die von Miß M. Die Eitelkeit gebietet, diese entsetzliche Niederlage a tout prix wieder quitt zu machen. Die Folge ist, daß M. ihr etwas zu großes Füßchen in einen viel zu engen Schuh hineinzwängt. Wer da weiß, was das heißt, in zu engen Schuhen zu sitzen oder gar zu gehen oder gar zu tanzen, der muß mir recht geben, wenn ich behaupte, daß ein Menschen nur selten der Gesundheit solche Schmerzen ertragen würde. Wir Ärzte wissen ein Lied davon zu singen, wie der kleinste schmerzhaft eingegriffen wird von Damen, welche mit einem stehhaften Lächeln sechs, acht Stunden mit zu engen Stiefeln oder Schuhen auf einem Ball verweilen.

Ganz abgesehen von den Schmerzen, darf nicht die schwere Schädigung vergessen werden, welche die Füße durch unangenehmes Schuhwerk erfahren. Nicht die Kleinheit des Schuhzeuges, auch seine Form ist von der größten Bedeutung für einen gefunden Fuß. Aus Eitelkeit, wenn es gerade Mode, trägt man Absätze von einer Höhe, die schwindig macht! Was ist die Folge? Daß der Fuß in dauernder Spitzfußstellung steht, die Last des Körpers auf die Fußspitze verlegt und die Muskel- und Sehnenapparate des Unterschenkels in der ungeeignetsten Weise angekränkt werden.

Weil die Mode befiehlt, tragen die Herren Kragen von einer Höhe, welche ihnen weder normales Schlucken, noch Atmen, noch Kopfbewegen gestattet. Weil Waagerecht die, werden Entfettungsuren mit allen unmöglichen und möglichen Mitteln in Anspruch genommen, bis zur gefährlichen Schilddrüsenentzündung — ganz gleich, ob der Organismus geeignet dafür ist oder nicht. Ein Arzt wird man ja schon deswegen nicht fragen, weil man eventuell zu hören bekommt: „Aus Eitelkeit macht man solche Experimente nicht.“ Was sündigt die Eitelkeit schon an den werdenden Menschen! Eine Frau, der das höchste Glück, Mutter zu werden, bevorsteht, soll diesem Glück leben und nicht aus Eitelkeit in ungeeignete Kostüme zwingen. Die Mutterkraft kennen heute nur die wenigsten Kinder der Stände, bei denen die Eitelkeit eine Rolle spielt. Die Frau Mutter will sich ja ihre Figur nicht verderben, sie will ja bald nach der Geburt des Kindes als die schicke und elegante Dame von früher in Gesellschaften gehen, ja tanzen. Das alles beträchtlich sich nicht mit der natürlichen und gesunden Beschäftigung, welche einer jungen Mutter zukommt. Wer läßt die Eitelkeit der Mutter? Das Kind! Nicht genug, daß die Betreffende selbst durch die Eitelkeit geschädigt wird, nein, auch die Nachkommenschaft muß darunter leiden! Merkwürdig, daß die Eitelkeit so oft auf unnatürliche Dinge sich richtet. Wie praktisch wäre es, einmal darauf eitel und stolz zu sein, daß man gesund ist, im wahren Sinne des Wortes gesund ist. Vielleicht ist die neuen Reformbestrebungen in Kleidung und Lebensweise geeignet, in dieser Richtung Gütes zu stiften. Die Eitelkeit der Männer und Frauen sei auf einen normalen, natürlichen, gefunden Körper und Geist gerichtet, und das schließt in sich den Stolz auf eine gesunde Nachkommenschaft.

Eine eigene Auffassung.

An einem kleinen Stadttheater in Tirol wurde unlängst Schillers „Wilhelm Tell“ gegeben. Die Künstler hatten sämtlich ihre Rollen trefflich gelernt, bis auf die Darstellerin der Urmagd; die Dame war aber nicht allein in Bezug auf die Worte, sondern namentlich auf die Auffassung des Charakters nicht recht im Klaren, und diese „Unklarheit“ sollte zu einem schrecklichen Mißgeschick führen. Die unglückliche Frau, deren „Wilhelm“ bekanntlich nach Brod schreiben, steht den Tyrannen Geßler um Freigabe ihres gefangen gehaltenen Mannes an. Garra fragt: Wer ist euer Mann? Da tritt die Schauspielerin Frau U. vorn an die Rampe:

„Ein armer Wildheuer vom Rißberge, Der überm Abgrund weg das freie Gras Abmäht an den schroffen Felsenwänden, (und mit donnernder Stimme und auf den Darsteller des Geßler zeigend) Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.“